

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Veröffentlichung: 1. April 1893
Verlag: 1. April 1893
Verlag: 1. April 1893

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Annenstr. 45.
Erscheinung: 1. April 1893
Verlag: 1. April 1893

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal; Sonnabend mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“ Preis monatlich 90 Pf., Einzelheft 30 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M., 30 Pf.
Nr. 300. Dresden, Freitag den 29. Dezember 1893 4. Jahrg.

Großbetrieb und wirtschaftlicher Fortschritt im Schuhmachergewerbe.

Der gewaltige wirtschaftliche Fortschritt des Großbetriebes gegenüber dem Kleinbetriebe zeigt sich besonders in zweifacher Hinsicht, einerseits in der größeren Leistungsfähigkeit, andererseits in der besseren Lage der angestellten Arbeitkräfte. Betrachten wir, was Herr Dr. Franke in seiner Studie über die bayerische Schuhmacherei hierüber erkundet hat.

Es ist wohl richtig, daß die Schuhfabriken meist die größere Maschinenarbeit verrichten, nach welcher ja auch die meiste Nachfrage vorhanden ist. Feineres Schuhzeug blieb bisher vielfach der Handarbeit überlassen; die alte Ansicht aber, daß dasselbe nur mit der Hand, nicht fabrikmäßig hergestellt werden könne, ist nicht mehr richtig. Selbst guten Fachleuten soll es, so sagt Dr. Franke, oft schwer fallen, zu entscheiden, ob ein Stiefel mit der Hand gemacht ist oder auf der Maschine.

Die bayerischen und überhaupt die deutschen Schuhfabriken haben noch keineswegs den zur Zeit höchstmöglichen Grad der Leistungsfähigkeit erreicht, werden vielmehr von nordamerikanischen und australischen Fabriken sehr in den Schatten gestellt. Hier soll durchschnittlich ein Arbeiter in zehnständiger Arbeitszeit etwa neun bis zehn Paar Schuhe anfertigen können. In deutschen Fabriken wird im Allgemeinen das Mittel bei elf- bis zwölfständiger Arbeitszeit vier bis fünf Paar pro Tag und Arbeiter betragen, während im handwerksmäßigen Betrieb dieses Quantum wuchentlich schon die Leistung eines leidlich geschickten und fleißigen Schuhmachers bei zwölf- bis vierzehnstündiger, ja häufig noch viel längerer Arbeitszeit darstellt.

In England und Amerika ist die mechanische Vervollständigung der Fußbekleidung so weit fortgeschritten, daß vom Handwerk fast gar nicht mehr die Rede ist. In Amerika wird die Hand des Menschen fast nur gebraucht, um den Mechanismus zu leiten, die Arbeitsteilung ist vollständig durchgeführt, die Unternehmer kaufen das Rohmaterial in größten Mengen ein, das Publikum kauft die fertige Waare im Niedrigpreis. Den ungeheuren Unterschied zwischen der alten Welt und der neuen Welt beleuchtet die Tatsache, daß der Schuhbedarf der Vereinigten Staaten, obwohl größer als der in Deutschland, doch nur halb so viel Arbeitkräfte erfordert als bei uns der Fall ist.

Dr. Franke hat weiterhin sehr lehrreiche Berechnungen mitgeteilt über die Produktions-

kosten in verschiedenen Betrieben der bayerischen Schuhmacherei. Boreffert bestätigt er bezüglich dieses Gewerbes die immer zahlreicher aus dem Kleinbetriebe erklingenden Klagen über die unüberwindlichen Schwierigkeiten, mit der Großindustrie zu konkurrieren. Der kleine Meister kann sich das Leder nicht so gut und nicht so billig verschaffen wie der Schuhfabrikant, er kann nicht in großen Massen von den Gerbereien beziehen, sondern ist auf den Händler, der wieder seinen Profittanteil haben will, angewiesen. Wie mit dem Leder, so ist es mit allem Zubehör. Von vornherein ist der kapitalträchtige Unternehmer im Vorprung, indem er sein Material in Masse und bar einkauft.

Franke führt einige Beispiele an, um die Herstellungskosten für die Schuhwaren der verschiedenen Betriebe in Handwerk und Fabrik zu veranschaulichen.

1. Der Betriebshaber arbeitet allein ohne Hilfskraft und ohne Maschine. Sein Wochenbudget stellt sich wie folgt: Miethe 2 M., Feuerung und Licht 50 Pf., Zuthaten (Wachs, Holz und Drahtstücke etc.) 40 Pf., Ausrüstung an Werkzeugen 20 Pf., Rohstoffe (Leder, Futter, Gummirolle) 22 M. 50 Pf., Summa: 25 M. 60 Pf. Arbeitszeit: 14 Stunden täglich, auch Sonntags 5 bis 6 Stunden. Es werden fertigt fünf Paar Männerstiefel. Erlös: günstigsten Falls 40 M. Bleibt als Lohn der Wochenarbeit 14 M. 40 Pf.

2. Der Meister arbeitet mit 2 Gesellen und hat eine Nähmaschine. Zuthaten müssen die Gesellen selber liefern, der Meister beschränkt sich auf Zuschneiden, Schäftsteppen und Borrichten. Wochenbudget: Miethe 2 M., Feuerung und Licht 1 M., Maschine und Werkzeuge 1 M., Löhne für 2 Gesellen 20 M., Materialien 6 M., Summa: 99 M. Fertigt werden 16 Paar Stiefel. Erlös: 120 M. Wochenverdienst des Meisters 21 M.

3. Größere Betrieb mit 5 Gesellen, ein Gehilfen, 2 Nähmaschinen neuester Konstruktion, ohne mechanische Kraft. Die Ausgaben für Rohstoffe werden verhältnismäßig geringer, da der Meister sich schon etwas die Vortheile des Engros-Einkaufes nutzbar machen kann. Wochenbudget: Miethe 5 M., Feuerung und Licht 2 M., Maschinen und Werkzeuge 3 M., Löhne 65 M., Rohstoffe 160 M., Summa: 235 M. Es werden fertigt 40 Paar Stiefel. Erlös derselben 270 M. Wocheneinnahme des Meisters 35 M.

4. Kleinere Fabrik mit 20 männlichen und weiblichen Arbeitern, theilweise mechanische Kraftanwendung, Aufzwicken und Ausputzen noch mit der Hand besorgt, dreißigstündiger

Gasmotor, Arbeitszeit 11—11½ Stunden, Besitzer leitet den kaufmännischen Theil des Geschäftes, er verkauft billiger als der Handwerksmeister, kann aber auch die Rohstoffe billiger einkaufen. Wochenbudget: Verzinsung und Amortisation des Bankkapitals 80 M., Verzinsung und Amortisation der Maschinen 80 M., Betriebskraft, Heizung und Beleuchtung 25 M., Arbeitslöhne 375 M., Rohstoffkonto 1500 M., Summa 2020 M. Es werden fertigt 400 Paar Stiefel, die zu dem Preise von 5 M. 50 Pf. verkauft, einen Erlös von 2000 M. ergeben. Also Einnahme des Fabrikanten 180 M.

5. Größere Fabrik mit 100 Arbeitkräften, ganz mechanisch betrieben (mit Ausnahme des Zwickens), 15pferdebekräftiger Gasmotor. Wochenbudget: Zinsen und Amortisation des Bankkapitals 160 M., Zinsen und Amortisation des Maschinenkontos 180 M., Betriebskraft, Heizung und Beleuchtung 100 M., Arbeitslöhne 2200 M., Rohstoffe 9375 M., Summa 12,015 M. Es werden fertigt 2500 Paar Stiefel, welche zu 5 M. verkauft einen Erlös von 12,500 M. und dem Fabrikanten einen Gewinn von 485 M. einbringen.

Diese Beispiele, in denen abgesehen die Verhältnisse beim Kleinbetriebe günstig, dagegen für die Großindustrie ungünstig angenommen sind, beweisen auf das Schlagendste, wie Leistungsfähigkeit und Rentabilität (Ertragsfähigkeit) mit dem Wachsen der Größe des Betriebes ebenfalls wachsen.

Der Besitzer einer Fabrik kann in kurzem Zeitraum ein reiches Mann werden, während der Kleinmeister sich nur gerade sein Durchkommen oder auch dies nicht einmal hat. Im Großbetriebe wird der Menschheit eine gewaltige Menge von Aufwand an Arbeitskraft erspart. Das Stiefelpaar, das der Großindustrielle in 2¼—3¼ Stunden herstellt, verlangt von dem allein und mit primitivem Werkzeug arbeitenden Kleinmeister eine Arbeitszeit von 14 bis 18 Stunden. Ferner aber zeigt sich die wichtige Thatsache, daß der Großbetrieb, obwohl er billiger verkauft als der Kleinbetrieb, doch höhere Löhne zahlen kann und wirklich zahlt als sein schwacher Rivale. Und mit dieser letzteren Feststellung sind wir dahin gelangt, nach einem kurzen Blick auf die spezielle Lage der im Schuhmachergewerbe thätigen Arbeitkräfte zu werfen.

Einkommen und Lebenslage der Angehörigen des Schuhmachergewerbes stehen im Verhältniß mit anderen Gewerben auf besonders niedriger Stufe infolge der ständigen Ueberfülle an Arbeitkräften und der scharfen Konkurrenz in diesem Gewerbe. Dies trifft gleicher Weise auf die Kleinmeister, auf die

Handwerksgehilfen und auf die Fabrikarbeiter zu. Unter diesen drei Kategorien stehen sich die Fabrikarbeiter noch immer am besten, obwohl die stets mehr eindringende Frauen- und Kinderarbeit ihnen einen verberblichen Konkurrenz gebracht hat.

Zammeroff sind die Löhne der Gehilfen in den Kleinbetrieben, so betrug im Jahre 1888 in München der Durchschnittslohn 10 M. 87 Pf. Davon müssen sich dieselben noch Abzüge gefallen lassen für die Zuthaten, häufig auch für Abnutzung und Reparaturen der Werkzeuge. Gehilfen pflegen einen Lohn überhaupt nicht zu bekommen. Dagegen empfangen die jugendlichen Arbeiter in Fabriken meist bald nach Beginn ihrer Thätigkeit einen Wochenlohn von 4—6 M. und die erwachsenen Fabrikarbeiter stehen sich bedeutend besser als ihre Kollegen beim Kleinmeister; die Fabrikanten zahlen höhere Löhne, weil sie die tüchtigsten Arbeitkräfte für sich gewinnen möchten.

Die Arbeitszeit bei den Schuhmachern ist gewöhnlich um so länger, je niedriger der Lohn ist. In den Fabriken von Pirmasens, welches bekanntlich die größte Schuhindustrie in Bayern hat, wird 11 Stunden gearbeitet, an anderen Orten theilweise etwas weniger. Das ist ungeheuer lange im Vergleich zu England, Amerika und Australien, wo 8, höchstens 9 Stunden gearbeitet wird, es ist aber verhältnismäßig wenig gegenüber den 13, 14, ja 15, 16 Stunden, die in den Kleinbetrieben üblich sind, in denen auch von Sonntagsruhe keine Rede ist.

Ebenso steht es mit den Arbeitsdrängen, mit der ganzen Lebenshaltung. Wie schäme ich mich immer die Lage der Arbeiter in den mechanischen Schuhfabriken beschaffen ist, weit schlimmer noch ist diejenige der Gesellen und Lehrlinge im Handwerk. „Der Großbetrieb“, sagt Dr. Franke, „erweist sich auch im Schuhmachergewerbe nicht bloß als ein wirtschaftlich-sicher, sondern auch als ein sozialer Fortschritt.“

Nicht zu vergessen ist aber, daß die besonders schlimme Lage der im Kleinbetriebe Angestellten nicht etwa in einer besonders ausgebildeten Ausbeutungslust der Kleinmeister ihre Ursache hat. Die im Kleinbetriebe vorherrschende geringe Entlohnung hat vielmehr ihren Grund darin, daß dem kleinen Meister selbst das Wasser bis an den Hals geht. Ein Kleinmeister, der mit ein oder zwei Gesellen arbeitet, hat selbst kaum einen höheren Wochenverdienst als ein gutgestellter Gehilfe. Daher kommt es auch, daß zwischen den Kleinmeistern einerseits, Gesellen und Fabrikarbeitern andererseits ein gutes Verhältniß besteht. Die Gesellen und Fabrikarbeiter sehen ein, daß der

Feuilleton.

Bel-Ami.

Roman von Guy de Maupassant.
(Fortsetzung.)

Sie wendete sich ein wenig ab und sah ins Wasser. „Haben Sie wirklich nichts gegen ihn?“ Er erwiderte, als wenn er ein Geheimniß aus der Tiefe seines Herzens holte: „Ja... ich bin... ich bin eifersüchtig auf ihn.“

Sie verwunderte sich nur mäßig: „Sie?“ „Ja, ich!“ „Und warum denn?“ „Weil ich Sie liebe. Sie wissen es ja, Sie Böse!“ „Sie sind verrückt, Bel-Ami!“ erwiderte sie streng.

„Ich weiß, ich bin verrückt“, rief er fort. „Dürfte ich, ein verheirateter Mann, Ihnen, dem jungen Mädchen, solches Beständniß machen. Ich bin mehr als verrückt, ich bin ein schändlicher, fast ein schlechter Mensch. Jede Hoffnung ist aussichtslos und da verließ ich den Kopf bei diesem Gedanken. Wenn ich von Ihrer Verlobung höre, dann gerathe ich in solche Wuth, daß ich Ihnen tödten könnte. Sie müssen mir das verzeihen, Suzanne!“

Er schweig. Die Fische, die kein Brot mehr bekamen, fanden unweogenlich, englischen Kochröcken gleich, fast in einer Reihe und sahen die Geschlechter der beiden Menschen an, die sie über sie beugten und sich doch nicht mehr um sie bekümmerten.

„Halb froh, halb traurig flüchtete das junge Mädchen: „Dann, daß Sie verheiratet sind. Aber da ist nun nichts zu machen. Es muß zu Ende sein.“

Er drehte sich plötzlich zu ihr um und sagte ihr ganz in der Nähe gerade ins Gesicht: „Würden Sie mich heirathen, wenn ich frei wäre?“

„Ja, Bel-Ami“, erwiderte sie ernst, „denn Sie gefallen mir besser als alle Anderen.“

„Danke... danke“ stammelte er sich erhebend. „Nur um Eins bitte ich Sie: Geben Sie meinem Ihr Jawort! Warten Sie noch ein wenig. Ich bitte Sie. Wollen Sie es mir versprechen?“

„Ein wenig verweilt und ohne zu wissen, was er damit wollte, flüchtete sie: „Ja, ich verspreche es.“

„Du Roy warst das große Glück Brot, das er noch in Händen hatte, ins Wasser und floh, ohne Absicht zu nehmen, als wenn er den Kopf verloren hätte. Hierfür sauzten sich alle Fische auf die große Brotkruste, die auf dem Wasser schwamm, weil sie nicht zusammengelutet war, und schnappten mit ihrem geschäftigen Mäulchen danach. Sie trieben sie bis zum anderen Ende des Bassins, drängten sich um sie herum und bildeten jetzt einen beweglichen Klumpen, eine Art Beiseiter, sich hin und her wendender Masse, eine lebende Masse, die mit dem Kopf nach unten ins Wasser gefallen war. Ueberrollt und beunruhigt wendete sich Suzanne um und kehrte langsam in den Salon zurück. Der Journalist war schon gegangen. Er kam sehr ruhig nach Hause. Madeleine schrieb Briefe. „Diniret Du am Freitag bei Walter's?“ fragte er. „Ich geh hin.“

Sie schwankte. „Nein. Ich bin nicht ganz wohl. Ich bleib lieber zu Hause.“

„Ganz, wie Du denkst. Keiner zwingt Dich“, erwiderte er.

Dann nahm er seinen Hut und ging wieder. Seit geräumere Zeit schon beobachtete und überwachte er sie. Er ging ihr nach und kannte alle ihre Gänge. Die erwartete Stunde war endlich gekommen. Er hatte sich in dem Ton nicht getäuscht, indem sie erwidert hatte: „Ich bleib lieber zu Hause.“

In den folgenden Tagen war er sehr lebendig und zu ihr. Er war sogar heiter, was er sonst gewöhnlich nicht war. „Endlich wirst Du wieder nett!“ meinte sie.

Am Freitag freudete er sich zeitig an, um noch einige Besorgungen zu machen, wie er versicherte, bevor er zum Diner ging. Um sechs Uhr verließ er sein Haus, nachdem er seine Frau geküßt hatte, und holte sich auf dem Place Notre-Dame-de-Bonette eine Droschke.

„Hatten Sie in der Rue Fontaine der Nummer 17 gegenüber und bleiben Sie dort so lange stehen, bis ich Ihnen das Gegenstück sage. Dann fahren Sie mich sofort nach dem Restaurant „Juni-Juni“ in der Rue Lafayette.“

Der Troststegen setzte sich in langsamen Trab, und Du Roy ließ die Vorhänge im Wagen herunter. Sobald er sich seiner Haustür gegenüber befand, ließ er sie nicht mehr aus den Augen. Nach zehn Minuten wartens sah er Madeleine herankommen und den äußeren Posten vor sich.

Sobald sie fern genug war, streckte er den Kopf zum Schlosse hinaus und rief: „Vorwärts!“ Die Droschke setzte sich in Bewegung und setzte ihn vor dem „Juni-Juni“, einem im Viertel bekannten bürgerlichen Restaurant. Georges ging in den Speisesaal, wo sich zu Tisch und begann in aller Ruhe zu speisen. Nur sah er von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Es war halb acht geworden, als er Kaffee getrunken, zwei Gläschen Cognac ins Champagner darauf geleist und eine gute Jigare langsam aufgeraucht hatte.

Er verließ das Restaurant, rief eine leer vorüberfahrende Droschke heran und ließ sich nach der Rue de Valenciennes bringen.

Ohne den Portier zu fragen, stieg er in dem angegebenen Hause bis zum dritten Stock empor, klingelte und fragte das öffnende Dienstmädchen: „Herr Guibert de Verme ist doch zu Hause?“

„Ja.“

Er konnte in den Salon geführt und mußte einige Augenblicke warten. Dann trat ein großer, vornehmlicher Mann in militärischer Haltung herein, der trotz seiner Jugend schon graue Haare hatte.

Du Roy begrüßte ihn und sagte: „Wie ich vorherseh, dinirt meine Frau heute mit ihrem Liebhaber in der nächsten Wohnung, die sie in Hotelkommisarie.“

Der Beamte verneigte sich: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

„Es um neun Uhr haben wir Zeit, nicht wahr?“ fuhr Georges fort. „Sobald dürfen Sie

in eine Privatwohnung nicht mehr eindringen, um einen Ehebruch festzustellen.“

„Nein, bis sieben Uhr im Winter, bis neun vom 31. März ab. Heute haben wir den fünften April, wir können also bis neun warten.“

„Mein Wagen wartet unten, Herr Kommissar, wir können also wohl Ihre Begleitmannschaften holen und dann ein wenig vor der Thür warten. Je später wir kommen, desto mehr Klatschen haben wir, sie bei der That abzufassen.“

„Ganz, wie Sie wünschen.“

Der Kommissar ging hinaus und kam dann im Ueberrock wieder herein, der seine dreifarbige Schärpe verlor. Er benahm sich, Du Roy voranzugehen zu lassen. Aber der Journalist, der zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt war, wollte nicht zuerst hinausgehen und sagte immer: „Nach Ihnen... nach Ihnen.“

„Gehen Sie mir voran“, erwiderte der Beamte. „Ich bin ja hier zu Hause.“

Nun erst verneigte sich Du Roy und gab die Thür frei.

Sie holten zunächst im Revierbureau drei Schutzleute in Zivil ab, die schon auf sie warteten, denn Georges hatte schon im Laufe des Tages mitgeteilt, daß am Abend der Tag vor sich gehen sollte. Einer der Männer kletterte zu dem Aufseher auf den Post, die beiden Anderen stiegen in die Droschke ein, die sie nach der Rue des Martyrs brachte.

„Ich habe den Plan der Wohnung“, sagte Du Roy. „Sie liegt im zweiten Stock, besteht aus drei Zimmern und hat nur einen Ausgange. Ein Schloffer wohnt in der Nachbarschaft. Er ist bereit, falls Sie ihn requirieren wollten.“

Es war erst vierzehn, als sie vor dem angegebenen Hause ankamen. Schwiegend warteten sie ganzig Minuten. „Wann beschließt“, sagte Georges: „Jetzt vorwärts!“ Sie stiegen die Treppe hinauf, ohne sich um den Portier zu kümmern, der sie übrigens auch gar nicht bemerkte. Ein Schuhmann blieb auf der Straße, um die Thür zu bewachen.

(Fortsetzung folgt.)